

– Deutscher Evangelischer Kirchentag 2009 in Bremen –

Bibelarbeit zu Genesis 3,1-24 Paradieserzählung

Pastor Renke Brahms, Schriftführer in der Bremischen Evangelischen Kirche

Liebe Schwestern und Brüder, liebe Kirchentagsfreundinnen und –freunde, liebe Kirchentagsmenschen 2009!

„Mensch, wo bist du?“ Zum ersten Mal in der Geschichte des Kirchentages ist eine Frage zur Losung geworden. Hat der Kirchentag als „Zeitansage“ nichts mehr zu sagen? Traut er sich nicht, eine Aussage zu machen und fragt deshalb lieber? Schon vor zwei Kirchentagen in Hannover ging es um das Fragen: „Wenn dein Kind dich morgen fragt...“ lautete die Losung. Das war noch keine direkte Frage, aber immerhin schon einmal die konditionale Wendung: „*Wenn* dein Kind dich morgen fragt...“ Und Kinder werden und sollen ja fragen.

Dazwischen - in Köln - war es keine Frage, aber auch kein vollständiger Satz: „lebendig, kräftig und schärfer“. Im Zusammenhang des Wortes Gottes eine kräftige Ansage für die Botschaft des Evangeliums und des Kirchentages. Und nun eine Frage: „Mensch, wo bist du?“ Vielleicht ja die meistgestellte Frage des Kirchentags – tausendfach ins Handy gesprochen: „Wo bist du?“ „In Halle 4!“ – „Im Bus!“ – „Auf der Bürgerweide!“ Aber natürlich wissen wir schon, dass es in der Losung um eine tiefgründigere Frage geht. Es ist nicht unsere Frage, es ist Gottes Frage, wie sie in der Erzählung im 3. Kapitel des 1. Buch Mose steht. Und dieses Kapitel liegt der heutigen Bibelarbeit zugrunde.

Ich lese den Text nach der Kirchentagsübersetzung. Sie finden ihn abgedruckt im Programmbuch auf der Seite 25 und 26.

- Textlesung -

Bevor wir in die Geschichte hineingehen und zur Frage Gottes an den Menschen in der Mitte dieser Erzählung vordringen, müssen wir den Text ein wenig umrunden. Denn diese Geschichte ist wie ein altes Schloss, das von einem dichten Wald und wildem Gestrüpp umgeben ist. Die Geschichte ist zugewachsen und überwuchert von Jahrhunderte währenden Deutungen. Über dem Haupteingang steht ein Schild, auf dem steht: „Sündenfall“ und wer die Glocke am Eingang läutet, hört ein schrilles Geräusch, das klingt wie: „Die Frau ist an allem schuld!“ Und an der Tür lautet die Warnung: „Vorsicht, bissige Erbsünde!“ Wer die Schönheit, die Erhabenheit und die Genialität dieses Bauwerks, dieser Geschichte erkennen will, muss erst einmal aufräumen, das Gestrüpp entfernen und den Staub wegpusten. Dann aber kommt etwas zum Vorschein, was uns den Atem verschlägt – so wohl geordnet ist es, so genial, so überzeugend.

Fangen wir also an und räumen auf! Zunächst einmal: Hier steht nichts von „Sünde“ und nichts von „Fall“ – und auch nichts von „Erbsünde“. Damit diese Begriffe uns nicht im Weg stehen, räumen wir sie weg. Und wer sich hier wie und zuerst schuldig gemacht hat oder wer hier wem etwas schuldig beblieben ist, wird sich im Laufe der Betrachtung noch herausstellen. Nun geht das Aufräumen sicher nicht so einfach. Es ist eine hartnäckige und lange Tradition der Auslegung dieses Textes, die uns immer wieder begegnet. Und sie ist nicht ganz ohne Anhalt in der biblischen Überlieferung

selbst. Im spätjüdischen 4. Esrabuch heißt es: „*Ach, Adam, was hast du getan! Als du sündigest, kam dein Fall nicht nur auf dich, sondern auf uns, deine Nachkommen*“ (4. Esra 7,118). Und Paulus nimmt im Römerbrief diese Deutung auf, wenn er Adam und Eva die Schuld für die grundsätzliche Gottesferne des Menschen gibt. Wenn wir also das 3. Kapitel der Bibel neu betrachten, dann hat dies Folgen für die gesamte Auslegung wie sie sich bis in unsere Gesangbuchlieder hinein fortgesetzt hat. Noch im Vorläufer unseres jetzigen evangelischen Gesangbuchs war das Lied von Lazarus Spengler „Durch Adams Fall ist ganz verderbt“ im Stammteil enthalten. Darin heißt es:

„Durch Adams Fall ist ganz verderbt
menschlich Natur und Wesen;
dasselb Gift ist auf uns geerbt,
daß wir nicht konnten g'nesen
ohn Gottes Trost, der uns erlöst hat
von dem großen Schaden,
darein die Schlang Eva bezwang,
Gotts Zorn auf sich zu laden.“

Dass es im nun auch nicht mehr richtig neuen Gesangbuch fehlt, ist sicher auch der Auseinandersetzung um die Auslegungstradition unseres heutigen Bibelarbeits textes geschuldet. Deutlich aber bleibt: wir müssen genau hinsehen und vielleicht auch einen neuen Eingang zu dieser Geschichte finden.

Denn diese Geschichte ist sozusagen von hinten zu lesen! Und deshalb gehe ich nun über den nicht immer so schönen Hintereingang in das Schloss, bzw. in die Erzählung hinein. Ich konzentriere mich also zunächst auf die Verse 14 bis 24.

„So ist es!“ könnte die Überschrift über diesem Abschnitt lauten. So haben es die Menschen über alle Jahrhunderte und Jahrtausende beobachten können: Die Schlange kriecht auf dem Boden und ist mit ihre Gift ein für die Menschen gefährliches und unheimliches Wesen. So ist es! Die Frau bekommt unter Mühen und Schmerzen die Kinder. So ist es! Den Erdboden zu bebauen, ist ein mühevolleres Unterfangen. Dornen und Disteln durchziehen immer wieder das essbare Kraut des Feldes. Zwischen der guten Ernte gibt es immer wieder die Missernte, zwischen allem Gelingendem gibt es immer wieder das Misslingen, nichts ist einfach eindeutig, nichts eindeutig einfach. So ist es! Im Schweiß des Angesichts verdienen und essen wir unser Brot und zum Erdboden, von dem wir genommen sind, werden wir als sterbliche Menschen zurückkehren. So ist es! Realistisch und nüchtern wird hier beschrieben, was Menschen über alle Zeit erfahren und beobachten.

Wichtig ist dabei: Dass der Mensch arbeiten muss, darf und kann, ist nicht etwa eine Strafe dafür, dass Adam und Eva vom Baum gegessen haben. Gearbeitet wird auch im Paradiesgarten. Im zweiten Kapitel steht es mit den wunderbaren Worten: „Und Gott nahm den Menschen und setzte ihn in den Garten Eden, dass er ihn bebaute und bewahrte.“ (nach der Lutherübersetzung) Bebauen und Bewahren sind die Aufgaben des Menschen und das bedeutet Arbeit. Das unterscheidet das Paradies vom Schlaraffenland, in dem eine Welt ohne jede Arbeit und Anstrengung beschrieben wird und in der die gebratenen Tauben in den Mund fliegen. So ist Gottes Erde auch im Paradies nicht. Arbeit gehört zur Würde des Menschen als Gottes Ebenbild dazu. Schließlich hat auch Gott gearbeitet – sechs Tage immerhin, wenn wir den Sprung in die erste Schöpfungserzählung wagen – und am sechsten

Tag hat er geruht. Arbeit wird hier aber in einem bestimmten Sinn beschrieben. Die Natur verändernde und die Natur bewahrende Arbeit des Menschen sollen sich ergänzen. Der Auftrag des Menschen besteht nicht darin, dass er den Garten etwa erweitert – etwa um eine Steigerungsrate von 25% pro Jahr. Die Parole „höher, weiter, schneller“, oder „Wachstum um jeden Preis“ gehört in das Vokabular des Kapitalismus, nicht aber ins Paradies. Paradiesisch ist eine Arbeit ohne jegliche Form der Ausbeutung und Zerstörung, eine Arbeit, die eben bebaut und bewahrt.

Über den Versen 17-19 unseres Textes aber liegt der Schatten der nachparadiesischen Zeiten. Das Gefühl, der Erdboden sei verflucht und die Disteln und Dornen gefährden jede Ernte, ist weit verbreitet. Im Schweiß des Angesichts wird das Brot gegessen. Allerdings mögen wir hier noch einige unserer heutigen Erfahrungen hinzufügen und sagen: „Ja, wenn es denn Arbeit gäbe, die ich im Schweiß meines Angesichts tun kann – und wenn ich dafür einen gerechten Lohn bekäme – dann würde ich mein Brot gerne essen!“ Wenn aber immer wieder behauptet wird, dass heute eher das Geld arbeitet als der Mensch – dann ist aus den Fugen geraten, was den Menschen ausmacht. Dabei kann Geld gar nicht arbeiten! Auch für das Geld, das an Börsen verdient oder verloren wird, arbeiten irgendwo auf dieser Erde Menschen – allerdings zu Hungerlöhnen. Und wir mögen angesichts von Finanz- und Wirtschaftskrise auf die Strasse gehen und rufen: „Wir zahlen nicht für eure Krise!“ – Wir zahlen längst! Wir haben auch schon vorher gezahlt! Wo sollen denn die Gewinne im globalen Kasino sonst herkommen - und die hohen Gehälter, Sonderzahlungen, Boni und Abfindungen? Was in der Tat zunächst virtuelles Geld ist, wird in den Taschen der Manager zu echtem Geld. Die Gegenleistung wird in der globalisierten Welt aber irgendwo erarbeitet werden müssen – und auch bei uns! Der Fluch der Grenzüberschreitung im Garten Eden oder besser vielleicht: im Irrgarten der internationalen Geldgeschäfte kommt über uns. Welch eine Blasphemie und teuflische Wortverdrehung, wenn von Steuer-Oasen und Steuer-Paradiesen gesprochen wird und uns damit die Sinne vernebelt werden.

Liebe Kirchentagsmenschen! Ich sage das alles nicht, um Beifall zu erheischen. Ich sage dies, weil damit deutlich wird, wie aktuell und alltäglich bedeutsam diese alte Erzählung der Bibel ist. Und ich sage es, weil es um mühevollen Arbeit im Schweiß unseres Angesichts geht wenn in diesen Zeiten die Finanzwelt neu geordnet werden muss. Wer sich darum müht, verdient vollen Respekt. Und wer sich nicht darum müht und denkt, es könne nach einer Weile alles so weitergehen wie vorher, der wird nur noch Disteln und Dornen ernten.

Wenn es jetzt darum geht, die Finanzmärkte neu zu regeln, die Steuerschlupflöcher zu stopfen, die Managergehälter zu begrenzen – dann geht es nicht um die Herstellung paradiesischer Zustände, und schon gar nicht um die vermeintliche Rückkehr zum gescheiterten Experiment des Kommunismus. Es geht darum, in einer Welt voller Disteln und Dornen im Schweiß unseres Angesichts eine einigermaßen gerechte Welt zu schaffen, in der sich Arbeit lohnt und für die sich zu arbeiten lohnt. Eine Welt, in der sich Menschen am Bebauen und Bewahren beteiligen können.

Noch einmal sei es um der Deutlichkeit willen gesagt: die Verse 14-24 erzählen nicht von der Strafe Gottes, die auf die Grenzüberschreitung der Menschen im Paradies folgt. Ein solches Denken hat unter anderem dazu geführt, den Frauen Schmerzmittel bei der Geburt zu verbieten und vorzuenthalten, weil es der Wille Gottes sei, dass die Frauen unter Schmerzen gebären. Hier wird Gottes Willen mit

den schlichten Folgen menschlichen Handelns verwechselt. Was in diesen Versen beschrieben ist, ist die Welt wie sie ist. Es ist aber gleichzeitig die Welt, die Fragen hervorruft und Sehnsüchte. Fragen nach dem „Warum?“ einer solchen Welt und die Sehnsucht nach einer anderen, friedlicheren, gerechteren und harmonischeren Welt werden hier wach. Israels weise Frauen und Männer fragten sich, ob der Gott, der sie aus der Gefangenschaft in Ägypten befreit hatte, die Welt nicht anders gemeint haben muss. Die Paradiesgeschichte ist der großartige, geniale und tiefgründige Versuch, die eigene Welt zu erklären ohne sie einfach nur hinzunehmen. Sie ist ein großes Schauspiel, ein Drama, ein Epos, in dem Glanz und Schatten menschlichen Lebens vor Gott bedacht wird. Es hält die Güte Gottes und das menschliche Versagen zusammen und stiftet Hoffnung für die gesamte Menschheit in Gottes Schöpfung. Beide Seiten wollen wir bedenken, wenn wir uns jetzt an die Verse 1-13 machen – um am Ende noch einmal zu den Versen 20-24 zurückzukehren.

Lied

Nach der wunderbaren Erzählung von der Erschaffung des Menschen als Mann und Frau und der Beschreibung des Gartens in Kapitel 2 der Bibel setzt mit unserem Text das Drama ein.

„Die Schlange hatte weniger an, aber mehr drauf als alle anderen Tiere des Feldes, die Adonaj, also Gott, gemacht hatte...“ Die Kirchentagsübersetzung hält mit dieser Formulierung ein Sprachspiel fest, das uns im Hebräischen sofort auffallen würde, denn was hier steht, kann sowohl mit „klug“ als auch mit „nackt“ übersetzt werden. Und weil beides in der Folge eine Rolle spielt, ist es gut, auch beides festzuhalten. Überhaupt: „die Schlange“. Überhaupt „die“! Genauer müsste es nach dem Hebräischen „der Schlange“ heißen – und schon wieder könnten wir damit diese Geschichte von einem Gestrüpp befreien. Wie oft wurde in der Kunstgeschichte die Schlange, wenn sie denn menschliche Züge trug, als Frau dargestellt. Nein, schon hier, gleich zu Beginn dieses Abschnitts wird klar, dass diese Geschichte nicht für ein Cliche herhalten darf. Hier ist nichts zu lesen von Unter- oder Überordnung der Geschlechter. Auch wenn vor unserem heutigen Abschnitt davon die Rede ist, dass Eva aus der Seite des Mannes gemacht wurde, ist davon nicht die Rede. Nicht aus der Rippe ist sie gemacht, sondern aus der Seite – und was übrig bleibt, ist der Mann. Also Vorsicht mit einer einseitigen und männlichen Auslegung dieser Erzählung!

Aber noch einmal zur Schlange: sie hatte mehr drauf als alle anderen Tiere des Feldes... Und das zeigt sich nun auch: „Hat Gott wirklich gesagt: Ihr dürft nicht von allen Bäumen des Gartens essen?“ Die erste Frage der Bibel ist nicht die Frage Gottes: „Mensch, wo bist du?“, sondern die Frage der Schlange. Vorher war alles fraglos klar. Um auch hier kein Missverständnis aufkommen zu lassen: Fragen gehören zum Menschsein, Fragen sind gut. Es ist nicht etwas so, dass Fragen schlecht sind. Dann dürfte auch Gott nicht fragen. Dass der Mensch fragt, ist nicht die Strafe Gottes – dass sie und er fragt, gehört in diese Welt. Denn diese Welt ist fragwürdig, sie ist nicht einfach und klar, sie ist zwiespältig und widersprüchlich – und deshalb der Frage würdig! „Wer, wie, was, wieso, weshalb, warum? Wer nicht fragt, bleibt dumm!“ Der Slogan der Sesamstrasse bringt es auf den Punkt.

„Wer nicht fragt, bleibt dumm!“ Das Schlimmste ist, wenn Kinder - und Erwachsene ebenso – nicht mehr fragen, wenn sie das Fragen verlernt haben, weil ihnen immer wieder gesagt wurde, dass sie doch nicht so dumme Fragen stellen sollen; wenn sie sich nicht zu fragen trauen, weil der Lehrer sie für dumm erklärt und sie bloßstellt, weil sie zum dritten Mal das Gleiche fragen; weil sie sich nicht die Blöße geben wollen, etwa etwas nicht zu wissen. Bei allen Diskussionen über Pisa und Bildung – auch hier auf dem Kirchentag – ist das das Wichtigste: das Fragen ermöglichen und nicht zu verlernen! Für die Fragen der Kinder aber muss genug Zeit und Raum sein, zuhause, im Kindergarten und in der Schule – und lebenslang! Es beginnt zuhause mit den Fragen der Kinder und der Zeit der Eltern, Zeit, um zuzuhören und miteinander Antworten zu finden. Dazu gehört Zeit im Kindergarten – die hat aber eine Erzieherin mit 20 Kindern nicht, wie es hier in Bremen leider immer noch in vielen Kindergärten der Fall ist. Dazu gehört Zeit in der Schule – aber wie soll das gehen mit 33 Kindern in einer Klasse? Und wie soll es später gehen in den Universitäten, wenn 500 Studierende in einem Saal sitzen – und 120 im Seminar? Wenn schon eine Frage zur Losung des Kirchentags wird, dann soll hier das Lob auf die Frage gesungen werden. Denn wie sollen wir mit solchen Fragen wie der der Schlange umgehen, wenn wir nicht geübt sind im eigenen Fragen und Antworten? Wie sollen wir der Schlange in welcher Gestalt auch immer gegenüber treten, wenn wir nicht darin geübt sind, Werturteile zu entwickeln und zu bilden? Deshalb gehört die Wertebildung in die Schule. Deshalb gehören die Grundfragen des Lebens in die Schule. Deshalb gehört Religion in die Schule – und zwar nicht als Wikipedia-Wissen, sondern als Möglichkeit der offenen, aber erkennbaren Auseinandersetzung mit Glauben und den aus einer bestimmten Religion entwickelten Werten.

Doch zurück zur Frage der Schlange: es gibt keine dummen Fragen! Aber es gibt kluge Fragen, es gibt sehr kluge Fragen – und es gibt überkluge Fragen! „Hat Gott wirklich gesagt?“ Mit dieser Frage sät der Schlange den Zweifel in das Herz der Eva. Um auch hier nicht missverstanden zu werden: Zweifel ist keine Sünde! Aber absichtlich den Zweifel zu säen – das ist teuflisch! Viele Menschen zweifeln an Gott, an seiner Existenz, an seiner Güte, an den Mitmenschen und ihrer Mitmenschlichkeit. Dafür gibt es immer Gründe, die in den Erfahrungen der Menschen liegen. Damit umzugehen, ist schon schwierig genug. Aber absichtlich den Zweifel säen, ist gemein. Jemand kann zweifeln, ob der Partner sie liebt – das ist schon schwierig genug und nicht leicht zu bearbeiten. Aber wenn jemand anderes daherkommt und sagt: „Bist du sicher, dass deine Frau dich liebt? Ich weiß ja nicht! Ich wäre da nicht so sicher!“ Dieser jemand sät auf gemeine Weise!

So sät der Schlange den Zweifel und das Misstrauen – und das auf überkluge Weise. Der Schlange ist übrigens fromm: Gott wird nicht geleugnet! Nein, seine Existenz wird vorausgesetzt und akzeptiert. Die Schlange ist keine Atheistin! Heinrich Heine hat sie eine kleine Privatdozentin genannt, die es versteht, die Aufmerksamkeit Evas von der Fülle des Gartens auf die einzige Stelle zu lenken, die den Menschen nicht gestattet ist. Sie zieht alle Augen von dem Erlaubten zu dem einzig Verbotenen. Das ist geschickt und funktioniert immer!

„Komm, ich will dir etwas Faszinierendes zeigen. Du hast ja keine Ahnung, was das Leben alles zu bieten hat, wenn du es nicht alles ausprobierst! Willst du das Beste verpassen? Das kann doch nicht gottgewollt sein, dass du nicht alles mitnehmen sollst, was das Leben zu bieten hat!“ Warum soll eigentlich irgendetwas verboten sein? Warum sollte es irgendeine Grenze geben?

Grenzen zu überschreiten, liegt offensichtlich in der Natur des Menschen. Das will diese Geschichte erzählen. Es geht nicht um zwei einzelne Menschen damals, die die Grenze überschritten haben und damit die Zwiespältigkeit in die Schöpfung gebracht haben. Es geht um die alltägliche Geschichte unseres Lebens bis heute. Der Mensch ist ein Grenzüberschreiter – und das ist nicht grundsätzlich schlecht. Denn dass der Mensch über sich selbst hinausfragen kann und über sich selbst hinauswachsen kann, gehört zur Würde des Menschen als Gottes Ebenbild. Aber das hat eben auch seine Schattenseite. Jeden Tag stehen wir deshalb vor der Entscheidung, ob wir auf die Fülle der Schöpfung sehen oder auf das eine, was wir noch nicht kennen und probiert haben.

Dieses Phänomen zeigt sich doch in unserer Erlebnisgesellschaft in der Tat jeden Tag. Wir leben in einer Gesellschaft der Fülle – auch wenn es schwieriger wird und für manche schon längst schwierig ist. Aber wir leben in der Fülle – und dennoch schleicht sich ein Gefühl der Leere ein. Welchen Event brauche ich, welchen Kick muss ich noch haben, um zu spüren, dass ich lebe, dass das Leben sich lohnt? Von welcher Brücke muss ich springen, auf welchen Berg klettern, welchen reißenden Fluss hinunter gleiten, damit ich mich spüre? Welche Dinge muss ich kaufen und haben, weil mir eingeflüstert wird, dass mein Leben dadurch gewinnt? Warum soll ich am Sonntag auch noch einkaufen gehen, wenn ich doch von Montag bis Samstag alles kaufen kann? Aus dem schlichten Einkauf wird ein Event, ein Erlebnis. Und dennoch wächst auf dem Erlebnismarkt die Gruppe der „missmutig Vergnügten“¹ die – unzufrieden mit sich selbst – wie Süchtige nach dem nächsten Kick suchen und sich in die Spirale des ewigen Komparativs, der ewigen Steigerung verlieren. Gelingt es uns, irgendwann mit dem zufrieden zu sein, was wir haben? Vielleicht ist das die wichtigste Frage der nächsten Jahre für die reichen Länder dieser Erde, bzw. der reichen Menschen auf dieser Erde.

Der Mensch ist in jeder Hinsicht ein Grenzüberschreiter! Ständig hat der Mensch Grenzen überschritten – ist auf dem Mond geflogen und hat den Code des Lebens in der DNA des Menschen gefunden. Wir wissen es heute sehr genau: wir stehen immer wieder vor Grenzen, bei denen wir genau überlegen sollten, ob wir sie überschreiten: am Anfang und am Ende des Lebens, im Umgang mit der Schöpfung, in der Art und Weise, wie wir mit unseren Mitmenschen umgehen. Jeder Tag stellt uns vor die Frage, ob wir auf die Fülle sehen oder die Grenze, die es noch zu überschreiten gilt. Gelingt es uns, uns zu beschränken und nicht jede Grenze zu überschreiten, obwohl wir es könnten?

Schon indem der Schlange die Frage stellt: „Hat Gott wirklich gesagt: Ihr dürft nicht von allen Bäumen des Gartens essen!“ sind Eva und Adam, sind wir vor die Entscheidung gestellt. Nicht erst das Essen vom Baum in der Mitte des Gartens versetzt den Menschen in die Lage, Gut und Böse zu unterscheiden. Schon im Griff zur Frucht des Baums hat er entschieden! Das Essen vom Baum öffnet ihnen die Augen für die Folgen ihrer Entscheidung!

„Da wurden beiden die Augen geöffnet und sie erkannten, dass sie nichts anhaben.“ „An dem Tag, an dem ihr davon esst, werden eure Augen geöffnet, und ihr werdet so sein wie Gott, wissend um Gut und Böse!“ hatte die Schlange behauptet und ihnen Erkenntnis versprochen. Und nun merken Adam und Eva ihre Blöße und dass sie

¹ Hans-Joachim Höhn, Erlebnisgesellschaft!-Erlebnisreligion? In: Klaus Hofmeister, Lothar Bauerochse (Hrsg.), Die Zukunft der Religion, echter, Würzburg 1999

bloß Menschen sind – und nicht Gott! Ja, sie erkennen – aber nicht in erster Linie Gut und Böse, sondern ihre Nacktheit. Und sie machen sich notdürftig erste Kleidung.

Große Philosophen haben diese Geschichte nicht als Sündenfallgeschichte gelesen, sondern als Geschichte vom Erwachsenwerden, vom Mündigwerden des Menschen. Hegel etwas sprach von der „felix culpa“, der glücklichen Schuld, und Kant und Schiller sahen den Menschen erst im nachparadiesischen Zustand als wahren Menschen, der mit seiner Vernunft das Leben in die eigene Hand nimmt. Ja, an dieser Deutung ist etwas dran. Es geht um die Autonomie des Menschen in dieser Geschichte – allerdings mit allen ihren Schattenseiten. Die große Euphorie der Aufklärung, das Lob des mündigen und vernünftigen, stets zum Besseren strebenden Menschen – es hat spätestens mit den zwei Weltkriegen zu Beginn des letzten Jahrhunderts seine Kraft verloren. Bei aller Aufgeklärtheit und aller Vernunft – wir stehen eigentlich doch nackt da!

Im paradiesischen Zustand hieß es von Adam und Eva, dass sie sich ihrer Nacktheit nicht schämten. Nun aber schämen sie sich. Viel eher als die „Sünde“ spielt die Scham in der Paradieserzählung die entscheidende Rolle. Nach Rabbi Abraham Heschel wog die Tatsache, dass sich der Mensch vor Gott zu verbergen suchte, schwerer als der Genuss von der verbotenen Frucht. Der Mensch hatte vergessen, dass Gott Gott ist - und deshalb weniger entfernt als wir denken.

Die Scham ist ein noch viel unmittelbareres Empfinden als der Begriff „Sünde“ oder „Schuld“ es zu beschreiben vermag. Wer sich schämt, spürt, dass etwas nicht in Ordnung ist. Der spürt eine Diskrepanz, einen Unterschied zwischen dem, was er vorgibt zu sein und dem, was er eigentlich ist. Und damit wächst auch das Empfinden des Unterschieds zu Gott und dem Mitmenschen. Wohl den Menschen, die sich schämen können – die diesen Unterschied wahrnehmen. Nichts ist doch schlimmer als jene un-verschämten Menschen, die gar nicht mehr spüren, dass etwas nicht stimmt. Das ist doch schlimm wenn jemand nicht spürt, dass irgendetwas nicht stimmt, wenn er immer noch Millionen verdient – oder besser: nicht verdient, aber trotzdem bekommt – obwohl andere durch ihr Versagen ihr Ersparnis verloren haben. Es ist doch schlimm, wenn dabei gar kein Unrechtsbewusstsein herrscht. Es wäre doch schlimm, wenn wir nicht merkten, dass irgendetwas nicht stimmt, wenn die einen Millionen in die Tasche stecken und andere wegen 1,30 Euro ihren Arbeitsplatz verlieren.

Sich schämen zu können, gehört zur Würde des Menschen. Es ist die Stimme, die uns sagt: Hier stimmt etwas nicht! Es sollte anders sein! Es könnte besser sein!

Allerdings sei Vorsicht geboten: Es gibt auch ein übertriebenes, ein erniedrigendes Schamgefühl, das Menschen anezogen werden kann und in dem Menschen ihre Würde verlieren.

Deshalb ist nun die Frage so wichtig, die zur Losung dieses Kirchentages geworden ist. Nun endlich kommen wir zu dieser Frage. Dabei will ich nicht lange bei den exegetischen Fragen verharren. Die Kirchentagsübersetzung macht es ja deutlich: „Da rief Adonaj, Gott, den männlichen Menschen herbei und sagte zu ihm: Wo bist du?“ Ja, in diesem Vers ist zunächst der Mensch als Mann angesprochen. Stand „Adam“ zuerst noch wörtlich übersetzt für „Mensch“ insgesamt – so steht er nach der Erschaffung der Frau hier als Mann im Mittelpunkt. Der gesamte Zusammenhang aber, zumal das, was auf diesen Vers folgt, ermöglicht allerdings die Formulierung:

Mensch, wo bist du? Der Mensch als Mann und als Frau versteckt sich und ist der Frage Gottes würdig.

Es kommt nun alles darauf an, wie diese Frage zu verstehen ist! Aber bevor wir uns dem näher zuwenden, lassen Sie uns noch ein Lied singen und ein wenig Atem holen in der Betrachtung dieses Textes.

Lied

Es kommt alles darauf an, wie diese Frage „Mensch, wo bist du?“ zu verstehen ist, habe ich eben gesagt. Ist es eine Kontrollfrage? Wird sie in anklagendem Ton gesprochen? Ist sie liebevoll gemeint?

An solch einer Stelle lohnt sich ein Blick in die jüdische Auslegung dieses Textes: Der Midrasch Tanchumah aus dem 8. Jahrhundert n. Chr. fragt sich zu Recht, warum Gott den Menschen ruft, wusste er denn nicht wo Adam steht? Die Antwort ist: "Gott rief den Menschen, denn er wollte ihm die Möglichkeit geben zur Umkehr". Der schon erwähnte jüdische Theologe Abraham Heschel sagt: „Adam wo bist Du? (Gen 3,9). Das ist der Ruf, der immer wieder ergeht. Er ist ein leises, zartes Echo auf eine leise, zarte Stimme; nicht in Worte gefasst, nicht ausgedrückt in den Kategorien des Geistes, sondern unbeschreiblich und geheimnisvoll wie die Herrlichkeit, von der die ganze Erde erfüllt ist.“² Und die Religionswissenschaftlerin und Rabbinerin Eveline Goodman-Thau hört in der Frage eine Wehklage, „die von einem Ende der Welt zum anderen schreit, durch alle Zeiten der Geschichte“.³ Wer klagt und schreit, oder auch leise und zart redet, der liebt. Der versucht, auf alle erdenkliche Art und Weise zum Menschen Kontakt aufzunehmen. Es ist die Stimme der Liebe, die hier zu den Menschen spricht. „Mensch, wo bist du?“ fragt nicht nur nach dem Ort, sondern fragt: „Wie geht es dir, wo stehst du?“ Gott fragt nicht wie ein Fahnder vor dem Strafvollzug, sondern wie ein Liebender den Geliebten. Er fragt ihn nach seiner Liebe. "Gott ist in das Elend des Menschen verliebt," sagt Vinzenz Pallotti, der Priester aus dem 18. Jahrhundert und Begründer der Pallotiner-Gemeinschaft. Gott sucht den Menschen in seinem Versteck und sagt ihm: „Ich bin doch der Ich-bin-für-dich-da!“

„Mensch, wo bist du?“ Wir merken: Diese Frage ist keine historische Frage, sie ist zeitlos, existentiell, sie ergeht an jeden Menschen und an jede Generation. Hier wäre es gut, die Genialität der Bibel beizubehalten, die zwei Namen nennt und doch alle Menschen meint. Und so soll, muss, kann und darf jede und jeder sich beim Namen gerufen fühlen: „Mensch, wo bist du?“

Dazu eine Geschichte:

² God in Search of Man. A Philosophie of Judaism. Chicago, 1955. Deutsch: Gott sucht den Menschen. Eine Philosophie des Judentums. Neukirchen-Vluyn 1. A. 1980, 3. A. 1992, 219.

³ Eveline Goodman-Thau: Ajeka – wo bist du, Mensch? Bereschit (Gen 1,1–6,8) in: Yvonne Domhardt / Esther Orlow / Eva Pruschy / Kol Ischa: Jüdische Frauen lesen die Bibel. Zürich 2007, 25–38.

„Ein Rabbiner war wegen seiner Glaubenshaltung bei der Regierung denunziert worden. Als er im Gefängnis dem Verhör entgegensah, suchte ihn der Polizeichef jener Stadt in seiner Zelle auf. Der Geistliche war so in sich versunken, dass er seinen Eintritt nicht bemerkte. Da begann der Polizeichef zu erahnen, welcher Art der Gefangene war. Er kam mit ihm ins Gespräch und brachte bald die eine oder andere Frage vor. Zuletzt fragte er: "Wie ist es zu verstehen, dass Gott der Allwissende zu Adam spricht: 'Wo bist du?'" Der Rabbiner erwiderte ihm: "Jede Zeit, jede Generation und jeder Mensch ist in die Schrift hineingeholt, denn in jeder Zeit ruft Gott den Menschen an: 'Wo bist du?' So viele Tage und Jahre von der dir zugemessenen Zeit sind bereits vergangen. Was hast du aus diesen Tagen und Jahren gemacht? Wo stehst du? So spricht Gott etwa: 'Sechsendvierzig Jahre hast du gelebt. Was ist inzwischen aus dir geworden? Wo bist du angekommen?'" Als der Polizeichef die Zahl seiner Lebensjahre hörte, raffte er sich zusammen. Er legte dem Rabbiner die Hand auf die Schulter und sagte ihm: "So wird es sein. Du hast gut geantwortet." Während dieser Worte begann jedoch sein Herz zu flattern.“⁴

So direkt, so existentiell, so persönlich ist diese Frage gemeint. Wohlgermerkt: nicht als Vorwurf, sondern als Frage der Liebe. Aber Liebe fragt eben auch direkt, auch wenn es schmerzlich ist: diese Frage ist heilsam. Wer wagt aber heute schon so zu fragen? Würden wir aufgeklärte Individuen des 21. Jahrhunderts uns das nicht verbeten? Ja, als Frage des Menschen an den Menschen scheint die Frage unverschämt! Aber dennoch sehnen sich Menschen danach, so gefragt zu werden oder sich diesen Fragen zu stellen: „Wo bin ich? Wo stehe ich eigentlich mit meinem Leben? Wo bin ich angekommen?“ In den Praxen der Psychotherapeuten jedenfalls werden diese Fragen doch massiv gestellt! Aber als Gottes Frage? Ist das zu fromm, zu direkt, zu intim? Wir haben die Letztinstanzlichkeit unserer Verantwortung vor Gott in unserer Gesellschaft verloren. Und wir sind als Kirche mit dafür verantwortlich, weil wir sie aus unseren Predigten ebenfalls verbannt haben. Vielleicht auch zunächst zu Recht – denn zu oft ist sie als Drohung gepredigt und gehört worden. Und dennoch: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt!“ soll Bismarck gesagt haben. Es muss aber wohl eher heißen: Wir Deutsche fürchten alles Mögliche auf dieser Welt. Nur nicht Gott, den Herrn. Aber Gott fragt! Und dass er fragt, ist eine Auszeichnung! Es ist die Auszeichnung unserer Menschenwürde, nämlich verantwortlich zu sein. „Mensch, wo bist du?“ Diese letztinstanzliche Frage unseres Lebens nicht zu stellen, ist weder für uns noch für die Gesellschaft gut und heilsam.

Aber noch einmal sei darauf hingewiesen: es ist die Frage der suchenden Liebe Gottes, die uns auszeichnet. Und nun kann ich als Christenmensch doch nicht anders als hinzuweisen auf den, der sich in Gottes Namen auf die Suche nach dem Menschen gemacht hat und der jede und jeden gesucht hat, den Verlorensten und die Verlorenste - wie es z.B. in den wundervollen Gleichnissen vom verlorenen Sohn und verlorenen Schaf vor Augen gemalt hat: Jesus Christus, Liebe Gottes in Person. Ich nenne ihn hier nicht, weil ich meine, dass mit Jesus Christus mehr gesagt sei als das, was schon in der Frage Gottes „Mensch, wo bist du?“ liegt, sondern gerade um deutlich zu machen, wie diese Frage Gottes schon am Beginn der Bibel gemeint ist. Es ist die Frage der suchenden Liebe Gottes. Es ist die Frage, die uns Gelegenheit gibt, umzukehren.

⁴ Vgl. Martin Buber, Werke III, Schriften zum Chassidismus, Kösel-Lambert Schneider, München - Heidelberg 1963, S. 715.

So persönlich, so individuell und existentiell die Frage Gottes gemeint ist, so überindividuell ist sie gemeint: Gesellschaft: Wo bist du? Kirche: Wo bist du? Mensch, wo bist du mit deiner Menschlichkeit, deiner Mitmenschlichkeit in dieser Gesellschaft und Weltgemeinschaft? Du bist doch verantwortlich für die Folgen deines Handelns!

Muss ich jetzt die einzelnen Felder und Themen alle aufzählen? Ich verzichte darauf, denn dazu brauchen wir nur in das Programm dieses Kirchentages zu sehen. Wichtiger erscheint mir in diesem Zusammenhang vielmehr, darauf zu sehen, ob und wie wir denn antworten. Die Antwort müsste doch lauten: „Ja, hier bin ich! Ich weiß, dass mein Handeln Folgen hat. Hier bin ich! Ich übernehme Verantwortung!“ Es kommt nun darauf an, die Welt nicht nur zu kommentieren, sondern sie zu verändern.

Was aber geschieht in der Wirklichkeit? Es geschieht das, was von Adam und Eva erzählt wird. Er verweist auf die anderen. Adam auf Eva, Eva auf die Schlange. „Die Frau, die doch du mir an die Seite gegeben hast, die hat mir von dem Baum gegeben. Da habe ich gegessen.“ Da sagte Adonaj, Gott, zur Frau: „Was hast du da getan?“ Und die Frau sagte: „Die Schlange hat mich reingelegt, so dass ich gegessen habe.“ Geradezu zum Schmunzeln ist diese Szene, wenn es nur nicht so ernst wäre. Dieses Spiel kennen wir: Ich war es nicht. Ich bin nicht verantwortlich! Es sind die Sachzwänge. Es sind die anderen. Es sind die Verhältnisse. Und so versteckt sich der Mensch nicht nur in den Büschen des Gartens, er versteckt sich auch hinter den anderen Menschen. Und dieses Verstecken ist noch fataler als jeder Busch im Paradies! Ob es um das Scheitern einer Ehe geht, um die Fehler des Managers eines großen deutschen Staatsunternehmens, um die Bankenkrise – es sind immer die Umstände oder die anderen!

Zitat: „Wenn der Bauer nicht schwimmen kann, liegt es an der Badehose und, mal ehrlich, solange wir noch gesunde Finger haben um auf den Sündenbock zu zeigen, müssen wir uns nicht an die eigene Nase fassen. Lustvolles Klagen über die eigene Lage macht schließlich nur Spaß, wenn wir einen anderen als Schuldigen ausmachen können. „Mea culpa?“ Wie uncool! Heute wäscht man wie Pontius Pilatus seine Hände in Unschuld. Nicht nur Deutschland, auch viele Deutsche sind zwar hochverschuldet, aber sie tragen keine Schuld. Selber Schuld, wer Kredit gibt! Eigenverantwortung? Solange es was zu verdienen gibt! Prima! Und wenn's nicht klappt, springt wieder der Staat ein.....Wen immer wir fragen, wenn was schief läuft, ob im Straßenverkehr oder in der Kindererziehung, in der Politik oder in der Wirtschaft, vor Gericht oder nach dem Spiel, heißt es: Schuld sind immer die anderen!“ Dies ist ein Zitat aus einer Ankündigung des Dortmunder Kabarettisten Hubert Burghardt für sein Programm: „Schuld sind immer die anderen!“

Wie gut ist es dagegen, wenn Menschen sich der Verantwortung stellen und sagen: „Hier bin ich! Ich stehe zu den Folgen meines Handelns!“ Das ist der erste Weg zur Besserung.

Am 8. Mai 1985 hielt der damalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker seine Rede zum 40. Jahrestag der Befreiung vom Nationalsozialismus. Es war vielleicht die berühmteste Rede eines Bundespräsidenten. Darin heißt es: „Erinnern heißt,

eines Geschehens so ehrlich und rein zu gedenken, dass es zu einem Teil des eigenen Innern wird. Das stellt große Anforderungen an unsere Wahrhaftigkeit.... Die Erinnerung ist die Erfahrung vom Wirken Gottes in der Geschichte. Sie ist die Quelle des Glaubens an die Erlösung. Diese Erfahrung schafft Hoffnung, sie schafft Glauben an Erlösung, an Wiedervereinigung des Getrennten, an Versöhnung. Wer sie vergisst, verliert den Glauben. Würden wir unsererseits vergessen wollen, was geschehen ist, anstatt uns zu erinnern, dann wäre dies nicht nur unmenschlich. Sondern wir würden damit dem Glauben der überlebenden Juden zu nahe treten, und wir würden den Ansatz zur Versöhnung zerstören. Für uns kommt es auf ein Mahnmal des Denkens und Fühlens in unserem eigenen Innern an.“⁵

Die Wahrhaftigkeit des Erinnerns und die Bereitschaft, eigene Schuld und deren Folgen anzuschauen ist Voraussetzung für Versöhnung. Alle Versöhnungsprozesse haben dies immer wieder gezeigt: ob in Südafrika oder im Kosovo, in Guatemala oder Liberia.

Und es gilt genauso für die persönlichsten und intimsten Prozesse in Ehe und Familie, in Gemeinde und Gruppe. „Ja, hier bin ich! Ich sehe meinen Anteil an den Folgen meines Handelns, ich erkenne meine schuldhaften Verstrickungen und bin bereit Verantwortung dafür zu übernehmen!“ Wie gut täte uns eine solche Haltung in allen Zusammenhängen. Wie aber kommen wir dorthin? Wir müssten die Furcht ablegen, unser Gesicht zu verlieren, wenn wir so reden und uns stellen! Wir müssten die Furcht verlieren, bloßgestellt zu werden, uns unserer Blöße zu schämen.

Und damit kommen wir zum Schluss dieses genialen und wunderbaren Textes aus dem 1. Buch Mose zurück – und zum Anfang der heutigen Überlegungen.

Und Adonaj, Gott, machte selbst für den Menschen als Mann und für seine Frau Gewänder auf die Haut und bekleidete sie. Und Adonaj, Gott, sagte: „Schau, der Mensch ist im Blick auf die Erkenntnis von Gut und Böse wie unsereins geworden. Dass er nur nicht seine Hand ausstreckt, auch noch vom Baum des Lebens nimmt und isst und ewig lebt.“

Da schickte Adonaj, Gott, sie fort aus dem Garten Eden, damit sie den Erdboden bearbeiteten, von dem sie genommen waren. So vertrieb Gott die Menschen und ließ östlich des Gartens Eden die Kerubim lagern, dazu die Flamme des wirbelnden Schwertes, um den Weg zum Baum des Lebens zu bewachen.

Und Adonaj, Gott, machte selbst für den Menschen als Mann und für seine Frau Gewänder auf die Haut und bekleidete sie.

Manche Ausleger sagen, dies sei der eigentlich alles entscheidende Satz dieser Erzählung. Weil er die Fürsorge Gottes auf so unendlich liebevolle und zärtliche Weise deutlich macht. Was schon in der Frage Gottes „Mensch, wo bist du?“ anklingt – es wird hier greifbar, anfassbar. Maßgeschneiderte Kleidung! Es ist das Zeichen der alle Zeit bleibenden Zuwendung Gottes zu seinem Geschöpf. So können sie sich gegenüber treten, geschützt und doch von Angesicht zu Angesicht. Dass sich die Menschen voreinander wieder und wieder schützen müssen, ist der Preis für die

⁵ <http://www.bundespraesident.de/dokumente/-,2.629421/Rede/dokument.htm>

Erkenntnis des Guten und Bösen. Dass sie sich begegnen können, ist der Fürsorge Gottes zu verdanken. Im Übrigen werden sie nicht deshalb aus dem Garten gewiesen, weil sie die Erkenntnis von Gut und Böse gewonnen haben! Ausgewiesen werden sie, um nun nicht auch noch vom Baum des Lebens zu essen! Die Erkenntnis des Guten und Bösen, alle Ambivalenz und Widersprüchlichkeit, alles Hin- und hertreiben des Menschen zwischen Freiheit und Verantwortung steht nicht unter dem Urteil Gottes. Im Gegenteil: Es gehört zur Würde des Menschen als Gottes Geschöpf. Ja, der Mensch ist wenig niedriger gemacht als Gott, wie es der 8. Psalm zutiefst staunend sagt. Er ist in seiner Erkenntnisfähigkeit geworden wie Gott. Damit aber der Unterschied zwischen Gott und Mensch nicht ganz und gar aufgehoben wird und der Mensch wirklich Mensch bleiben kann, soll und darf er nicht auch noch ewig leben.

Was aber bleibt nun – außer der Arbeit im Schweiß des Angesichts, der Dornen und Disteln und der Geburt unter Schmerzen? Es bleibt die göltige Zuwendung des in Liebe suchenden Gottes wie sie durch alle Zeiten zu sehen ist: In der Geschichte der Väter und Mütter des Glaubens, in der Geschichte Israels, in der Geschichte Jesu Christi bis heute. Und es bleibt eine glücklich-schmerzliche Erinnerung an das Paradies. Es bleibt eine nahezu unstillbare Sehnsucht nach Verhältnissen, die zunächst einfach nur anders sind als die unseren. Es bleibt der Geschmack für das Unendliche und der Geruch der Unmittelbarkeit aller Dinge.

Was bleibt? Als Adam und Eva aus dem Paradies vertrieben wurden, soll Eva heimlich eine Zitrone gepflückt und sie später an der Côte d'Azur vergraben haben. Die Besucher des Marktes von Menton glauben diese Legende aufs Wort.

Und Eduard Mörike schreibt in seinem Gedicht „Flussreise“:

Am frischgeschnittenen Wanderstab,
Wenn ich in der Frühe
So durch Wälder ziehe,
Hügel auf und ab:
Dann, wie's Vöglein im Laube
Singet und sich rührt,
Oder wie die goldne Traube
Wonnegeister spürt
In der ersten Morgensonne,
So fühlt auch mein alter,
lieber Adam Herbst- und Frühlingsfieber,
Gottbeherzte, nie verscherzte Erstlings-Paradieseswonne.
Also bist du nicht so schlimm, o alter Adam,
wie die strengen Lehrer sagen:
Liebst und lobst du immer doch,
Singst und preisest immer noch,
Wie an ewig neuen Schöpfungstagen,
Deinen lieben Schöpfer und Erhalter!
Möcht' es dieser geben!
Und mein ganzes Leben
Wär' im leichten Wanderschweiß

Eine solche Morgenreise.⁶

Ja, wir haben viel mitgenommen aus dem Paradies und die gesamte Schöpfung kann an schönen Tagen und mit der Großartigkeit der Landschaften an das Paradies erinnern. Jede gelingende und tief empfundene Liebe und Einheit von Menschen ist solch eine Erinnerung. Und trotz der Schmerzen ist jedes neugeborene Kind ein paradiesisches Symbol. Diese Erinnerung nährt in uns dieses Grundsehnen zurück ins Paradies.

Doch es gibt keinen Weg zurück! Gibt es einen Weg nach vorne in jenen Garten? Noch Heinrich von Kleist meinte in seinen Gedanken über das Marionettentheater: „Das Paradies ist verriegelt und der Cherub hinter uns; wir müssen die Reise um die Welt machen, und sehen, ob es vielleicht von hinten irgendwo wieder offen ist.“

Die „Aktion Mensch“ hat eine Initiative namens „Die Gesellschafter“ gestartet, die fragt: „In was für einer Gesellschaft wollen wir leben?“ Am 26.02.07 um 17:43 Uhr hat Willi G. aus Nürnberg auf der Homepage der Aktion einen Kommentar geschrieben zum Thema: Gesellschaft und Gesellschaftskonzepte

Zitat: „Vielleicht kann die Menschheit den Weg zurück ins Paradies finden, wenn sie die von Adam und Eva begonnene Apfelernte konsequent fortsetzt! Die beiden haben nun leider den Fehler gemacht, dass sie mit einer faulen Frucht begonnen haben, nämlich der Erfindung der Landwirtschaft. Das unbeschwertere Leben als Jäger und Sammler war seither vorbei, der Mensch musste sein Brot im Schweiß seines Angesichts verdienen und Kriege um guten Ackerboden führen. Und so haben wir uns immer wieder den Magen verdorben, weil wir faule Früchte vom Baum der Erkenntnis holten. (Verbrennen von fossilen Energieträgern, Nutzung der Kernenergie usw.) Machen wir es doch wie die alten Ägypter, die sich eine süße Frucht geangelt haben, indem sie vor 5000 Jahren einen Staat geschaffen haben, der die Aufgabe hatte, ein System von Kanälen zu errichten, die das Nilwasser auf die Felder von tausenden von Bauern leitete, und das in einer ansonsten staubtrockenen Gegend, wo sonst niemals Landwirtschaft möglich gewesen wäre.“

Und er schiebt wenig später eine Erläuterung zur Antwort nach: „Natürlich glaube ich selbst nicht an Adam und Eva und ich bin auch nicht religiös. Aber vielleicht kann man mit solchen Vergleichen manche Menschen besser erreichen, und so tue ich das eben.“⁷

Ich bin nicht einverstanden mit der etwas einseitig ausgefallenen landwirtschaftlichen Auslegung der Paradiesgeschichte. Dass aber der mir nicht bekannte Willi G. aus Nürnberg diese wunderbare, geniale Erzählung der Bibel aufnimmt, ist doch großartig. Es zeigt, wie zeitlos und aktuell, wie grundsätzlich und ansprechend diese Erzählung nach wie vor ist – wenn wir sie ein wenig von den überkommenen Deutungen befreien und entstauben. Dann erweist sich diese Erzählung als schönes Schloss, in dem wir wohnen, leben und uns bewegen können – begleitet von der

⁶ Eduard Mörike: Sämtliche Werke in zwei Bänden. Band 1, München 1967, S. 685-686

⁷ <https://diegesellschafter.de/diskussion/leben/detail.php?aid=5415>

suchenden, liebenden und nach unserer Verantwortung fragenden Stimme Gottes:
„Mensch, wo bist du?“